

(Nachdruck verboten.)

87]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Atram.

Im Wohnzimmer war noch niemand. Mürrisch ließ sich Schäfer an dem gedeckten Tisch nieder und strich sich eine Honigkugel. Die Köchin hatte ihn kommen hören und schickte den Thee. Diese prompte Bedienung war doch außerordentlich angenehm. Ein Junggefelle hatte es nie so gut. Ueber diese Erkenntnis ärgerte sich Schäfer sofort, denn dahinter steckte der Vorwurf: Wenn Du geschickt wärst, hättest Du längst geheiratet. Jüng er aber erst einmal an, daran zu denken, so war das immer ein Zeichen, daß er in Gefahr war, sich in eine verheiratete Frau zu verlieben. Den Teufel auch! Das sollte der Karpatide aber doch nicht gelingen!

Nun kam Otto, ebenfalls nicht gut aufgelegt. Er hatte schlecht geschlafen, was selten vorkam und ihn deshalb jedes Mal ärgerte, weil er es als persönliche Kränkung empfand.

Da Magda immer noch nicht erwachte, schickte er hinauf und ließ fragen.

Die Antwort lautete, die gnädige Frau sei nicht ganz wohl und bitte bis zu Tisch um Entschuldigung.

„So 'ne Rücksichtslosigkeit!“ schalt Otto. „Nichts als Laune. Dank Deinem Schöpfer, daß Du nicht verheiratet bist!“ Er hatte im Augenblick des Argers seine Pläne mit Magda und Schäfer vergessen. Kaum hatte er es aber gesagt, ärgerte es ihn auch schon. Auch an dieser Dummheit ist sie allein Schuld, dachte er indigniert, warum kommt sie nicht rechtzeitig, wie es sich gehört. Daß sie zum Frühstück erscheint, wird man doch verlangen können. Er, der stets Gesunde, war auf das äußerste beleidigt, wenn sich irgend jemand im Hause unterstand, sich auf den Kranken hinauszuspieren. Wenn er das nie that, brauchten es die andren auch nicht.

Magda hatte eine sehr üble Nacht hinter sich, denn nun konnte sie sich unmöglich noch darüber selbst betrügen, wie es mit ihr stand. So fest sie bisher auch ihr Herz vor dem Verstand verschlossen, als Schäfer in ihr Zimmer eingetreten, flog die Thür weit auf und war seitdem weit offen stehen geblieben, so daß sie sich ganz klar wurde über ihr Herz. Ja, sie liebte ihn, sie liebte ihn! Es gab gar keinen Zweifel mehr seit diesem Augenblick, und was sie in ihm empfunden. Empfundene? Nichts als eins; ihm an den Hals liegen, ihm am Herzen liegen! Da gab es keine Ausrede mehr. So war es gewesen.

Und das Schrecklichste war, daß sie sich dessen gar nicht geschämt, daß sie, als er die Thür wieder geschlossen, ihm fast nachgestürzt wäre, ohne an irgend etwas andres zu denken. Aber ihre Füße konnten nicht, ihre Knie hatten so gezittert, daß sie sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Und noch viel schrecklicher war es, daß sie so völlig allen Anstand vergessen, daß sie lauschte, erwartungsvoll lauschte, ob er nicht wieder käme. Daß sie absichtlich die Thür auch noch weiter offen ließ und wartete, denn es mußte noch etwas geschehen, damit konnte es nicht zu Ende sein, schrie es in ihr.

Lange stand sie so, immer vor dem Spiegel, und eine ganze Zeit noch in der Stellung, in der sie Schäfer erblickt hatte. Sie blieb in dieser Stellung, so lange sie irgend konnte, so lange die Arme es ertrugen, nur weil er sie in ihr gesehen hatte, nur weil das, was im Augenblick übermächtig in ihr war, sie zwang, so stehen zu bleiben, daß er sie noch so sände, wenn er wiederkäme. Er mußte kommen.

Dann wankte sie, als die Knie sie nicht mehr trugen, zum nächsten Stuhl. Aber die Thür ließ sie immer noch offen. Er mußte kommen!!

Sie wartete, und tausend Gedanken, Wünsche und Hoffnungen durchrauschten sie, alle getrieben von der einen Macht, der Liebe zu Schäfer.

Während sie so saß und lauschte mit weit offenen Augen, die brannten, huschten vor ihnen her wie aus einer Laterna magica alle Situationen, in denen sie sich bisher mit Schäfer befunden, vom ersten Tag an bis zur Geburtstagsfeier. Gerade

als dies Bild auftauchte, hörte sie das Knarren der Stiefl ihres Manns draußen auf der Treppe und verschloß hastig die Thür.

Kaum waren aber die beiden wieder unten, öffnete sie die Thür wieder. Er mußte, mußte noch kommen, sie in den Arm nehmen, sie lieb haben und fremdlich zu ihr sein.

Aber es dauerte so schrecklich lange, daß sie sich schließlich, so wie sie war, auf das Bett legte. Wie ihre Wange das kühle Kissen berührte, fing sie an zu schluchzen. Nie hatte sie einen Menschen gehabt, der zärtlich zu ihr gewesen, der ihr einmal liebevoll über das Haar gefahren, der ihr die Wange gestreichelt. „Nie, nie!“ Vor tiefem Mitleid mit sich selbst schluchzte sie laut. Die gichtigen Finger des Onkels hatten sie wohl einmal berührt, aber sie besaßen so gar keine Wärme. Die durchsichtigen, blassen Hände der blinden Tanten hatten wohl einmal auf ihrem Scheitel geruht, aber tot, tot wie die Augen waren diese Hände, und so kalt, so kalt! Sie schüttelte sich auf ihrem Lager in Erinnerung an die Greisenhände und die welcke Greisenliebe, mit der allein sie in Berührung gekommen. Niemand, der sie umgeben mit weicher, warmer Zärtlichkeit.

Sie wartete immer noch und lauschte.

Aber sie wurde dabei allmählich ruhiger, und je ruhiger sie wurde, um so mehr erschraut sie über sich selbst.

War sie das noch, die hier wartete und lauschte? Und worauf wartete sie? Sie errötete, weil eine glühende Scham über sich selbst in ihr hoch stieg. War sie das noch, dies Wesen? ... dies ... dies?! ... Sie weinte laut und heftig.

Dann sprang sie plötzlich auf und verschloß und verriegelte die Thür, so fest sie nur konnte.

Inzwischen war nämlich durch all diese laute Unruhe das aufgewacht, was die Menschen Gewissen nennen. Es hatte zwar schon die ganzen letzten Tage nicht mehr so fest schlafen können, nur wie einer kurz vor dem Erwachen, wenn in die Ohren schon mancherlei Töne des Tags dringen, aber es schlief doch immerhin noch. Nun war es vorbei damit. Da es aber wach sein nicht leiden kann, wurde es böse; und da es böse wurde, wollte es seinen Argers auch irgendwie auslassen. Da kam ihm der Verstand zu Hilfe. Die Minute von dem Augenblick, da Magda aufstand, die Thür zu verriegeln, bis zu dem Augenblick, da sie sich wieder zu Bett legte, nutzten die beiden und drehten eifrig eine Geißel aus zwei Stricken, genannt „guter Ton“ und „bürgerliche Moral“, die beiden von demselben Hans stammen. Nun schlugen sie mit dieser Geißel wacker auf die junge Frau los. Wachte eine Stimme auch noch so laut schreien: Ich hungre nach Liebe, nach Zärtlichkeit! Das ist keine Ehe, die ich bisher geführt; sie schlugen wacker weiter mit ihrer Geißel, daß sie sich unter ihr wand in tausend Schmerzen.

Als nun Schäfer wieder die Treppe hinaufkam und wieder an der Thür vorbeiging, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, da wurde die Stimme in ihr, die sich gegen die Geißel bisher gewehrt, ganz still. Der Verstand und das, was die Menschen Gewissen nennen, war im Augenblick alleiniger Herr über die junge Frau. Sie schämte sich, sie schämte sich fast zu Tode über ihr „Benehmen“, wie es der Verstand nannte mit höhnischer, deutlicher Stimme, daß nur ja kein Zweifel bliebe, was er damit meine. Einfach dirnenhaft ist's, sagte er dann noch deutlicher, wie sehr auch Magdas Herz um Hilfe schrie gegen dies brutale Wort.

Allmählich wurde dann der Verstand müde, und das, was die Menschen Gewissen nennen, war froh, daß es sich wieder aufs Ohr legen konnte, der Siebenschläfer. So schlief denn Magda endlich ein. Ein Schlaf, der nicht erquickt, sondern elend macht, weil er nicht tief genug ist, auch das unermüdete Herz zur Ruh zu bringen.

Jäh fuhr sie in die Höhe. Hatte nicht jemand geschrien? Sie hatte doch ganz deutlich „Hilfe!“ rufen hören? Ihr Herz pochte, als wollte es aus dem Halse springen. Da wußte sie, es war ihr Herz gewesen, das nach Hilfe gerufen. Lange saß sie aufrecht und überdachte ihre Lage. Dann ließ sie sich wieder in die Kissen fallen und verbarg ihr Haupt vor ätzender Scham.

Aber auch dies Gefühl ließ nach, immer mehr, und zwar je heller es wurde. Es bestand nicht vor dem hellen

Lag. Ich liebe, ich liebe, ich liebe ihn unsäglich! In der Gewißheit ertrank alles andre. Ich will, ich werde mich nicht mehr schämen, gelobte sie sich, ich liebe ihn! Sie be-rauschte sich an dem Wort, das sie jetzt zum erstenmal aus-sprach.

So lag sie lange, stundenlang, nur beschäftigt mit diesem Gefühl ihrer Liebe. Wie es alles Kleinliche, alle andern Rücksichten hinwegspülte, sobald sie sich heraustrug, wie der Strom die Pfähle, die ihn zu nahe kommen!

Als es aber Zeit wurde aufzustehen, als auf dem Eisen-werk wie jeden Tag die Dampfpeife den Arbeitern die Viertel-stunde Frühstückspause ankündigte, als sie ihre Alltagskleider liegen sah, da trat doch bald an die Stelle des heißen, be-seligenden: Ich liebe ihn, das kühle, rauhe, graue: Was nun? was soll werden?

Da sie diese Frage peinigte, und da sie mit Recht fürchtete, diese Frage würde mit dem Aufstehn, mit dem wieder in den Alltag gehn nur zudringlicher und peiniger werden, blieb sie liegen und ließ sich entschuldigen.

Aber sie konnte doch nicht immer so liegen bleiben. Es war doch auch elend und feig! Ihre Liebe, ihrer hohen, heiligen Liebe war sie es schuldig, nicht feig zu sein.

So erhob sie sich denn nach kurzer Zeit doch. Sie kleidete sich heute nicht wie gewöhnlich vor dem Spiegel an, sie ging dem Spiegel absichtlich aus dem Weg. Sie wollte noch nicht hineinschauen müssen. Erst ganz fertig sein, erst sich ganz klar sein, wie sie sich fortan Schäfer gegen-über benehmen sollte.

An ihren Mann auch nur mit den leisesten Gedanken zu denken, vermied sie. Und da sie sich in diesen Tagen einige Übung erworben, den Verstand nicht über das zu lassen, worüber sie ihn nicht gelangen lassen wollte, so brachte sie es ganz gut fertig, alle Gedanken an Otto und an ihre Ehe, sowie sie auftauchten, sofort wieder energisch unterzutauchen, so daß sie immer wieder von der Oberfläche ihres Denkens verschwanden.

Sie zog ganz neue Wäsche an, die sie bisher nie ge-tragen, und ein ganz neues, helles Morgenkleid, das sie noch nie angehabt. Sie wollte sich auch dadurch kundthun, daß nun ein neues Leben für sie beginne.

Erst als sie ganz fertig damit war, sah sie flüchtig in den Spiegel. Und als sie dieser flüchtige Blick darüber be-ruhigt hatte, daß ihr niemand etwas „ansetzen“ konnte, sah sie länger, prüfender hinein, um recht hübsch auszufehen. Als sie dann zur Thür ging, stockte sie doch wieder. Sie mußte sich sogar setzen, weil ihr Herz zu hörbar laut klopfte.

Während Magda so sah, war Eva in ihr geschäftig, alle Situationen auszumalen, die irgend sie erwarten konnten und sie auf jede vorzubereiten, daß sie sich ja nicht von irgend einer überraschen ließe, der sie nicht gewachsen wäre. Erst als sie sich ganz sicher fühlte wie eine Schauspielerin, die für jede Anforderung, die irgend an sie gestellt werden kann, eine Rolle zur Hand hat, erst dann verließ sie ihr Zimmer.

In dem Augenblick, als sie die Thür zum Wohnzimmer öffnete, wo Schäfer und Otto immer noch misshütig saßen, in diesem Augenblick, da er sie sah, kam die sinnliche Wut wieder über Schäfer, sah er mit begehrlischen Augen die Karpatide wieder vor sich stehen.

Und von diesem Augenblick an beherrschte ihn dies Be-gehren, dessen er sich nicht mehr erwehren konnte.

Aus Magda wurde er nicht recht klug. Sie begrüßte ihn wie immer, sie erröte nicht einmal dabei wie sonst manch-mal. Nur reichste sie ihm nicht die Hand.

Daß Otto nun gleich wieder schalt und seiner Unzufrieden-heit über ihr Ausbleiben deutlichsten, unfreundlichsten Aus-druck gab, half Magda nur, das äußere Gleichgewicht be-wahren. Ja sie hätte ihm ins Gesicht lachen mögen. Sie hatte auf einmal nicht mehr die geringste Angst vor ihrem Mann. Sie fand ihn nur ungeheuer komisch und albern. Sie erstante sehr über diese unerwartete Veränderung. Wie hatte sie bisher vor ihm gezittert. Das war nun vorbei, wohl für immer.

Sie warf Schäfer dabei unwillkürlich einen schnellen, dankbaren Blick zu, den dieser aber nicht bemerkte, da er unter sich sah, weil er fürchtete, seine Augen könnten Magda sein Begehren zu brutal verraten.

Otto hatte jedoch diesen Blick aufgefangen. So hatte seine Frau Schäfer noch nie angesehen. Achtung, aufgepaßt! Die Sache ist im Zug!

„Entschuldigt, ich sehe nur eben mal in die Zeitung.“

sagte er und setzte sich mit dem „Berliner Lokal-Anzeiger“ an das Fenster.

Magda schenkte sich gemächlich Thee ein. Schäfer sah sie immer noch nicht an.

Ist der Kerl denn von Holz, daß er nichts merkt? dachte Otto und bohrte vorsichtig, leise ein kleines, ganz kleines Loch in die erste Seite des „Lokal-Anzeigers“. Dann nahm er die Zeitung hoch, sie scheinbar eifrig zu studieren. In Wahrheit aber, um aufmerksam durch die Oeffnung die beiden am Thee-tisch zu beobachten.

Kurios, dachte er. Wenn sie den Federfuchser nur noch einmal so ansehen möchte wie eben, dann wüßte ich ganz genau, was die Uhr ist.

Aber sie that es nicht. Sollte sie etwas von seiner List gemerkt haben? Oder hatte er den Blick vorhin doch falsch gedeutet?

Da schlug Schäfer plötzlich die Augen auf und sah Magda an. Fast hätte Otto in seiner beliebten Weise hörbar durch die Zähne gepfeiffen. Gerade gelang es ihm noch die Lippen wieder auseinander zu bringen. Dieser Blick war aber auch gar zu deutlich gewesen. Donner! Das hatte er dem Feder-fuchser garnicht zugetraut. Ging der auf einmal ins Zeug!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Einbalsamierung und Unsterblichkeitsglaube.

Wenn heute noch vielfach der Zulassung der Feuerbestattung aus religiösen Gründen entgegengetreten wird, so liegt dem wohl meistens eine Nachwirkung der uralten heidnischen Vorstellung zu Grunde, daß das Geschick des menschlichen Leichnams auf das der entflohenen Seele einen bestimmenden Einfluß ausübe. Christus wenigstens hat sich niemals in diesem Zusammenhange geäußert. Auch bei den Völkern des klassischen Altertums freilich war nicht die eine oder andre Art der Bestattung als für das Wohlergehen der Seelen der Verstorbenen schädlich verpönt. Verdrigung und Verbrennung be-standen friedlich und gleichberechtigt nebeneinander. Wohl aber wurde die Bestattung an sich, gleichviel welcher Art, ge-fordert, nicht allein aus Gründen der Pietät und der öffentlichen Gesundheitspflege, sondern auch und hauptsächlich als unerlässlich für die Ruhe der ihrer körperlichen Hülle beraubten Seele, des „Schattens“. Der Schatten des nicht regelrecht Begrabenen irrite ruhelos und unstät umher, da ihm der Zutritt zum Aufenthalt der Toten, der Unterwelt oder dem Aides, verweigert war. So erscheint in der „Ilias“ dem schlafenden Achilleus der Schatten eines von Hector erschlagenen, noch unbegrabenen Freundes Patroklos und redet ihn an:

„Schläfest Du, meiner so ganz uneingedenk, o Achilleus?  
Nicht des Lebenden zwar vergaßest Du, aber des Toten!  
Gieb mir ein Grab, daß ich eilig des Aides Thore durchwandle!  
Denn mich schenken die Seelen, Gebild' Ausruhender, fernweg.  
Und nicht über den Strom vergönnen mir jene den Zugang;  
Sondern ich irr' unstät um die mächtigen Thore des Aides.  
Und nun reichste die Hand mir Jammerndem! Nimmer hinfort ja  
kehr' ich aus Aides Burg, nachdem ihr die Glut mir gewähret!“

Bei andern Völkern dagegen war nicht nur das wie auch immer geartete Leichenbegängnis an sich heilige Pflicht der Hinterbliebenen, sondern es waren durch den Unsterblichkeitsglauben der herrschenden Religion bis ins Einzelne die Bestattungsceremonien vorgeschrieben, an deren Vornahme das jenseitige Glück der Abgeschiedenen un-trennbar geknüpft war. Wohl das Merkwürdigste in dieser Hinsicht findet sich bei den Völkern, denen ihr Glaube künstliche Erhaltung der leblosen Körper durch der Verwesung vorbeugende Mittel an-befahl.

Die schöne Sammlung amerikanischer Altertümer, die sich im hiesigen Museum für Völkerkunde findet, umfasst auch eine Anzahl peruanischer Mumien, einbalsamierter menschlicher Leichen in hohender Stellung, die die Hände vor das Gesicht geschlagen haben. Diese interessanten Fundstücke entstammen den Ausgrabungen von Neiz und Stübel auf dem Totenfelde in Ancon, nördlich Lima, wo sich Tausende solcher Mumien aus der Inkazeit vorfanden. Was die Geschichtsschreiber der spanischen Conquistadores über Zved und Methode der Einbalsamierung bei den Peruanern zu berichten wissen, ist nicht eben viel. So viel steht aber fest, daß dies Volk an die Unsterblichkeit verbunden mit der Wiederauferstehung des Fleisches glaubte, dessen künstliche Erhaltung ihnen für notwendig galt. Was für ein Verfahren dabei zur Anwendung gelangte, ist nicht bestimmt zu sagen: denn während die meisten der spanischen Gewährsmänner erzählen, die Leichen seien dadurch vor Verwesung geschützt worden, daß man sie den Einwirkungen der kalten, außerordentlich trockenen und sehr verdünnten Atmosphäre im Hochgebirge der Cordilleren ausgesetzt habe, ist auch von Konservierung der Körper durch Ein-graben in sehr trockenen Boden die Rede.

Ueber diese verschiedenen Punkte sind wir viel besser berichtet

bei dem Volk, an das man gewöhnlich ohne weiteres denkt, wenn von Mumien die Rede ist, bei den alten Ägyptern, teils aus ihren eignen, nun ja nicht mehr rätselhaften Hieroglyphen-Zuschriften und Büchern, teils aus altgriechischen Schriftstellern, die Ägypten bereist hatten. Der erste und zuverlässigste der letzteren, der Vater der Geschichte, Herodot, hat uns eine durch die Forschungen der heutigen Ägyptologen in allem wesentlichen durchaus bestätigte Schilderung gegeben, wie man in Ägypten bei dem Einbalsamieren oder — nach dem griechischen, nicht gerade besonders respektvollen Ausdruck — dem Einpöbeln der Leichen zu Werke ging. Danach gab es drei verschiedene Arten des Einbalsamierens. Bei der teuersten, die einige 4000 Mark kostete, wurde folgendermaßen verfahren: Zunächst zog man mittels eines getrümmten Eisens durch die Nasenlöcher nach Zerstoßung des Siebbeins das Gehirn aus dem Kopf. Dann wurde mit einem scharfen, äthiopischen Steine dem Leichnam die Seite aufgeschnitten und nach Entfernung der Eingeweide die Bauchhöhle mit Palmwein ausgewaschen, nächst dem mit Einbalsamierungsmasse angefüllt, die aus geriebenen Myrrhen, Zamarinden und andren Specereien bestand, und schließlich wieder zugenäht. „Wenn sie dies getan“, erzählt Herodot in seiner naiven Manier weiter, „so pöbeln sie die Leiche in Salpeterlösung und lassen sie darin 70 Tage liegen; länger darf man nicht pöbeln. Wenn die 70 Tage verstrichen sind, wird der Leichnam gewaschen und der ganze Körper mit in Streifen geschnittener Leinwand umwickelt, die unten mit Gummi bestrichen ist, dessen sich die Ägypter meistens anstatt des Leims bedienen. Dann nehmen ihn die Angehörigen in Empfang, lassen sich ein hölzernes, menschenähnliches Bild anfertigen, worin sie den Toten einschließen und bewahren ihn in einem Grabgewölbe auf, wo sie ihn aufrecht gegen die Wand stellen.“ Bei der zweiten billigeren Methode, die nur 1200 M. kostete, wurde der Leib nicht geöffnet, sondern es wurde vermittelt einer Röhre flüssiges Cedernharz durch den Mastdarm eingespritzt, welches den Magen und die Eingeweide auflöste. Dann legte man die Leiche 70 Tage in eine Lösung, die alle weichen Teile zerstörte und nur Haut und Knochen übrig ließ. Noch bedeutend wohlfeiler war die dritte Methode, wobei der Leib im Leichenhaus gereinigt und dieser sodann 70 Tage lang in eine Salzauflösung gelegt wurde.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die ungeheure Mehrzahl der Toten nach dieser verhältnismäßig billigen Methode einbalsamiert und in Massengräbern untergebracht wurden. Die besitzenden Klassen Ägyptens dagegen scheuten keine Kosten, um ihre Verstorbenen glanzvoll beizusetzen. Da blieb es nicht bei den kostspieligeren Arten des Einbalsamierens, sondern die Leiche samt dem allgemein üblichen Holzarg wurde wieder in einen kostbaren Steinfarkophag eingesetzt und dieser in einer unterirdischen Grabkammer aufgestellt, zu der man nur durch ein künstlich verschlossenes Gewölbe von Zugängen gelangen konnte. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß der ganze Umkreis der verschiedenartigsten Beschäftigungen, die mit dem Bestattungsweesen im Zusammenhang standen, für das Wirtschaftsleben der alten Ägypter von nicht geringer Bedeutung war; man muß bedenken, daß mit jeder der großen Beisetzungsstätten im Nillande Betriebe für die Aufnahme und Einbalsamierung der Leichen sowie die Herstellung ihrer letzten Wohnplätze verbunden waren. Und wenn man z. B. in Betracht zieht, daß in der Nekropole, der Totenstadt von Memphis in Unter-Ägypten, immer zwischen 500 und 800 Leichname zu behandeln waren, so kann man sich leicht ein Bild machen, wie groß die Zahl der Einbalsamierer, Vergolder, Maler, Sargarbeiter, Steinmetzen, Schreiber, Priester usw. gewesen sein muß. Jede Leiche mußte eben einbalsamiert werden, sei es auch in der einfachsten Weise: dafür sorgte der Staat nötigenfalls zwangsweise, wobei er so weit ging, daß sogar Ausländer, die sich im Lande aufgehalten hatten, Kriegsgefangene, Verbrecher, Leichen, die der Nil auswarf, und selbst die so gemiedenen Ausfägigen einbalsamiert werden mußten.

Warum gab man sich nun diese unendliche Mühe, die leblose Hülle dessen, was einst ein Mensch gewesen, in der äußeren Gestalt zu konservieren? Das erklärt sich daraus, daß die Ägypter gleich den alten Peruanern zwar an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, diese sich aber nicht ohne Auferstehung des Fleisches zu denken vermochten. Dem gläubigen Ägypter bestand der lebende Mensch aus Körper, Seele, Intelligenz und dem Schemen oder Schatten, ägyptisch Ka. Der Tod löste diese Bestandteile von einander, die aber schließlich für alle Ewigkeit wiedervereinigt werden müssen, allerdings erst nach einer Periode von 3000 bis 10 000 Jahren. Während dieser Zeit wandert die Intelligenz leuchtend durch den unendlichen Raum, während die Seele zu ihrer Läuterung in der geheimnisvollen Unterwelt alle möglichen Tierkörper zu durchwandern hatte. Der Schatten, Ka, hält sich in der Nähe des Leichnams auf, und dieser muß — wie es durch die Zurichtung zur Mumie im erforderlichen Maße geschieht — erhalten bleiben, damit demalst die Vereinigung aller Lebens-elemente und die Auferstehung zum seligen Leben das Paradieses vor sich gehen kann; wie es in einem ägyptischen Totentexte heißt: „Erstehe im Tageser (heiliges Land, wo die Erneuerung vor sich geht), du, erlauchte Mumie im Sarge. Dein Fleisch und deine Gebeine sind sämtlich an deinen Gliedern, deine Glieder sind sämtlich an ihrer Stelle, du hast deinen Kopf fest auf deinem Halse und hast dein Herz.“ Kurz, wer es auf Erden nicht so toll getrieben hatte, daß ihn der Totenrichter Osiris — trotz der Möglichkeit nachträglicher Besserung auf dem Wege der Seelenwanderung — ohne weiteres für einen unverbesserlichen Sünder befinden und der ewigen Ver-

damnis überantworten mußte, der starb mit der frohen Hoffnung, nach einigen tausend Jahren zu einem neuen Dasein zu erstehen, das nach den Verheißungen seiner Religion etwas mehr als „reinerklärte Himmelsfreud“, das ihm volles menschliches Leben, aber in verbesserter Ausgabe und von unbegrenzter Dauer, bringen sollte.

Freilich, wer der religiösen Botschaft nicht glaubte, dem konnte auch der Gedanke, daß ihm dereinst die Pietät seiner Hinterbliebenen die unversehrte Erhaltung seines Körpers garantiere, nicht über die Nöte des Lebens und die Furcht des Todes hinweghelfen. Und an ungläubigen Thomassen wird es wohl auch am Nil nie ganz gefehlt haben. Jedenfalls war zu der Zeit, als Herodot das Pharaonenland bereiste, im 5. Jahrhundert v. Chr., der Zweifel, ob die Ewigkeit auch halten werde, was die Priester von ihr versprochen, schon recht allgemein verbreitet. Wenigstens erzählt Herodot: „Bei den Gastmahlen ihrer Reichen trägt ein Mann, wenn sie abgepeißt haben, in einem Sarge ein hölzernes Totenbild herum; das ist sehr natürlich bemalt und gearbeitet und ist gewöhnlich eine oder auch zwei Ellen groß, und er zeigt es einem jeglichen der Gäste und spricht: Betrachte diesen und dann trink! und sei fröhlich, denn wenn du tot bist, so wirst du sein gleich wie dieser. Also thum sie bei ihren Gastmählern.“ Daraus spricht sicher alles andre, als gläubige Gesinnung. Trotzdem hat sich die Sitte des Einbalsamierens der Toten bis zur Zeit Christi, ja, noch lange darüber hinaus, in großem Umfang am Nil erhalten. Seit der Eroberung des Landes durch die Griechen, als die hellenische Wissenschaft ihren Einzug hielt, ging aber der alte Glauben erst recht in die Brüche. Wenn man seine Toten noch zu Mumien herrichten ließ, so that man es aus alter Ueberlieferung, aus Hang am Hergebrachten, keineswegs aber aus Glauben an die Nützigkeit oder Nützlichkeit des ererbten Brauches; und damit war ihm sein Todesurteil gesprochen, wenn es auch bis zu seinem völligen Absterben noch lange währen mochte. Wie anders die Ägypter der letzten Ptolemäerzeit über die Unsterblichkeitsfrage dachten, verglichen mit ihren Vorfahren, das zeigt höchst interessant eine hieroglyphische Grabinschrift aus dem Jahre 42 v. Chr., die dem Andanten der im Alter von 30 Jahren verstorbenen Taimhotep, der Gattin des Oberpriesters Paschirentah von Memphis, von ihrem Bruder Inulotep, gleichfalls Priester in Memphis, gewidmet ist; da wird der Dame folgende Anekdote an ihren überlebenden Gatten in den Mund gelegt: „O, mein Bruder und Gatte und Freund, du Oberpriester von Memphis! Höre nimmer auf zu trinken und zu schmausen, dich zu berauschen in süßer Liebe und fröhliche Feste zu feiern. Handle nach dem Wunsch deines Herzens und laß nicht eintreten die Besinnungslosigkeit in deine Seele, soviel der Jahre du noch auf Erden weilen wirst. Denn der Westen (die Stätte der Toten) ist eine Welt voll Schlaf und Finsternis, ein schwerer Sitz für die Toten. Sie schlummern darin in ihrer leibhaftigen Körpergestalt und wachen nicht auf, um ihre Geschwister zu schauen. Sie erkennen nicht ihren Vater noch ihre Mutter, und leer ist ihr Herz von der Sehnsucht nach ihren Weibern und nach ihren Kindern. Das lebendige Wasser auf Erden ist für jeden bestimmt, welcher darauf lebt. Nur ich durste nach dem Wasser, welches zu dem Kommt, der auf der Erde weilt. Ich durste, und das Wasser ist mir nahe, aber ich vermag nicht mehr zu erkennen, wo ich bin, seitdem ich betreten habe diese Grabeswelt.“ Bei einer so vollständigen Abkehr vom überlieferten Glauben war das Einbalsamieren nur mehr ein inhaltsleerer Gebrauch; lange genug hat es freilich gedauert, bis er vollständig verschwand.

Die altägyptischen Zweifler, die da nicht an die zukünftige Wiederbelebung der Mumien glauben wollten, haben vor der Geschichte recht behalten: die Geschiede der durch Einbalsamierung der natürlichen Verwesung entzogenen Leichen sind traurige gewesen, waren sie doch gerade wegen ihrer Einbalsamierung der Gefahr der Leichenfäulnis ausgesetzt. „Es ist den Ägyptern“, schreibt ein neuerer Reisender, „nicht einmal gelungen, in ihren streng verschlossenen Gräbern ihre Toten der Entheiligung zu entziehen; moderne Witzbegier und noch mehr die Geldgier der stumpsinnigen jetzigen Bewohner ihres Lands durchwühlten täglich die Gräberfelder, auf denen zu Hunderten halb entblöhte und zerbrochene Mumien umherliegen, deren Zerstörung jetzt erst der Erde wiedergiebt, was ihr schon vor Jahrtausenden geföhrt hätte. Die wenigen erhaltenen dienen in nordischen Museen fremder Witzbegier, die Leiber der Könige sind aus ihren Pyramiden, ja, aus der Reminis der Menschen entwichen; der Sarkophag eines der ältesten unter ihnen, des Königs Myserinos (ca. 3000 v. Chr.) liegt auf dem Boden des Meers, über welches hin ein englisches Schiff ihn nach der neuen Weltstadt entführen wollte, nachdem er fünf Jahrtausende lang in der dritten der großen Pyramiden gestanden hatte.“ Was hier über die Leichen der Pharaonen gesagt ist, stimmt freilich nicht mehr ganz. Eine ganze Anzahl Königsmumien und zwar gerade von den berühmtesten, ist in den achtziger Jahren aufgefunden und jetzt im Museum zu Oulak zu sehen. Sicher aber hat Ramesses II., der Eroberer Vorderasiens gegen 1300, sich nicht einbalsamieren lassen, um heute als Nr. 5233 angestammt zu werden. Den Mumien aber, die sich im Museum befinden, ist es noch am besten ergangen. Unzählige andere sind auf der Suche nach Schätzen teilweise schon von Leichenräubern altägyptischer Zeit, dann aber von Persern, Griechen, Römern, Arabern ausgewickelt und mutwillig zerstört worden. Und vielleicht der größte Teil der Mumien hat den Fellenen, den heruntergekommenen Nachfahren der alten Ägypter, als Brennmaterial gedient. Daß ihre Mumien so jämmerlich endigen würden, anstatt zu verklärtem Dasein neu belebt zu werden, das haben sich die alten Ägypter sicher nicht träumen lassen. — C.

### Kleines Feuilleton.

— **Häuserbau in China.** Auf den Häuserbau der Chinesen läßt sich mit vollem Recht das bekannte Wort anwenden: billig und schlecht. Ein Weltreisender, der nach Ostasien kommt und die ganz auf europäische Weise befuglich eingerichteten, geräumigen Zimmer in den Häusern der Ausländer sieht, meint unwillkürlich, was Wohnungen anlange, könnte man hier schon zufrieden sein. Für den größten Teil des Jahres trifft das auch zu, aber während der Regenzeit sieht es dafür in vielen Häusern böß aus, weil es dann zur Verzweiflung einer guten Hausfrau an allen Ecken und Enden leidet. Die Ziegelsteine und Dachpfannen der Chinesen sind nämlich durchgängig so wenig gebrannt, daß sie gegen anhaltenden Regen keinen Widerstand zu leisten vermögen. Bei Taifunen, wo es Untertane regnet, wie die Seeleute sagen, giebt es daher oft eine nette Beschädigung. Der Grund, weshalb die Chinesen ihre Ziegel nicht besser brennen, ist einfach der, daß in den meisten Gegenden sowohl Kohlen wie Holz sehr teuer sind. Das ist um so bedauerlicher, als sich der schwere Leihboden Chinas, den es fast überall giebt, vortrefflich für die Herstellung von Ziegeln eignet.

Läßt schon das für die Häuser der Ausländer benutzte, ausgewählte Material viel zu wünschen übrig, so kann man sich leicht denken, wie es um die Wohnungen der weit weniger anspruchsvollen Chinesen steht. Nur recht wohlhabende Leute können sich ein Haus leisten, das aus dem besten Material hergestellt ist, und selbst dieses hält nicht entfernt den Vergleich mit den hartgebrannten europäischen Ziegeln aus. Die große Mehrzahl der Chinesen aus den mittleren und unteren Ständen ist während der Regenzeit schlimm daran. Man braucht sie nicht zu fragen, ob es bei ihnen durchregnet, denn das ist selbstverständlich, weil selbst die Häuser der Fremden nicht dicht sind. Die Chinesen sind schon sehr zufrieden, wenn das Wasser nicht hier und da in kleinen Bächen in das Zimmer kommt. Wie eingepfercht sie leben, ist oft beschrieben worden; weniger dagegen, was für Zustände erst in den von Menschen vollgepfropften Häusern herrschen, wenn bei Taifunen der Regen mit einer Gewalt herniederprasselt, daß einem im Freien buchstäblich die Haut davon schmerzt. Das schlechte Brennen der Ziegel hat außer dem geringen Schutze, den sie gegen Regen gewähren, in einem großen Teile des Reichs noch einen weiteren Uebelstand zur Folge. In der gewaltigen, sich nördlich vom Yangtsikiang erstreckenden Ebene ist nämlich der Boden derartig mit Soda besetzt, daß z. B. in der Umgegend von Niutschwang ganze Striche Lands mitten im Sommer einen Anblick gewähren, als ob eine dünne Schicht Schnee darauf läge. Diese Soda steigt nun durch Haarröhrenwirkung in die schlecht gebrannten Steine der Fundamente der chinesischen Häuser und richtet da argen Schaden an. Die Steine fangen an abzublättern, und bald sieht ein solches Haus nach dem betreffenden Ausdruck von Smith so aus, als ob sein Fundament aus Käse bestände, woran eine Schär von Ratten genagt hätte. Es bleibt dann nichts andres übrig, als alle nicht mehr guten Steine zu entfernen und durch neue zu ersetzen. Die ärmeren Leute in den Vorstädten der größeren Orte sowie auf dem Lande können selbst schlecht gebrannte Ziegel nicht bezahlen. Sie müssen sich mit ganz ungebrannten begnügen, wovon es wieder zwei Sorten giebt, gepreßte und ungepreßte. Letztere halten in keiner Weise die Feuchtigkeit ab. Damit diese nun nicht von dem Fundament, das natürlich in jedem Fall aus gebrannten Ziegeln bestehen muß, in die Wände steige, mauert man einen oder zwei Fuß über dem Boden eine Lage von Schilfrohr oder von einem ähnlichen Material ein. Aber das ist nur ein schlechter Nothbehelf.

Das Dach besteht auf dem Land in den meisten Fällen nur aus Rohr oder Matten, worauf Erde gelegt ist. Wenn es irgend angeht, läßt man das Dach wenigstens durch einige Pfähle stützen, weil man sich der Gefahr wohl bewußt ist, der man sich sonst aussetzt. Aber häufig ist das Geld für die kostspieligen Pfähle nicht aufzutreiben, und dann muß es eben ohne sie gehen. Das Dach ruht in solchen Fällen nur auf den Wänden von ungebrannten Ziegeln. Bei anhaltendem Regen wird es so schwer, daß die Wände, denen die Feuchtigkeit auch von unten zusetzt, es nicht mehr tragen können. Auf diese Weise stürzen alljährlich Tausende von Häusern ein, wobei viele Menschen unkommen oder schwer verletzt werden. Die Anwendung von Pfählen giebt übrigens in Südchina nicht völlige Sicherheit gegen diese Unfälle, weil hier beinahe alles Holz außer Eichenholz den Angriffen der Termiten ausgesetzt ist. Diese fressen sich von unten in die Pfähle hinein und höhlen sie schließlich vollständig aus. Gleichwohl kann nicht leicht ein so plötzlicher Zusammensturz erfolgen, als wenn das Haus ganz ohne Holz erbaut ist. Da die Chinesen eine unbegrenzte Verehrung für die Vergangenheit haben, so sollte man erwarten, daß sie Ruinen von alten Gebäuden sorgsam vor weiterem Verfall behüten. Die gute Absicht mag auch wohl da sein, aber aus dem Angeführten wird schon von selbst hervorgehen, wie es kommt, daß es im Reiche der Mitte nicht nur keine alten Gebäude, sondern auch keine Ruinen von solchen giebt. Mit sehr wenigen Ausnahmen haben chinesische Bauten keine längere Lebensdauer als einige Jahrzehnte. Beginnend der Verfall aber erst einmal, so nimmt er ohne gründliche Ausbesserung des ganzen Gebäudes rasch einen so reisenden Fortgang, daß es sich nicht lohnt, sich um die Ruinen zu kümmern. Selbst kaiserliche Bauten sind nicht von diesem allgemeinen Verfall ausgeschlossen. Wer nach Peking kommt, braucht nur einmal einen

Gang an der den kaiserlichen Stadtheil umschließenden Mauer entlang zu machen, um zu sehen, daß auch dort die Ziegel fortwährend erneuert werden müssen. Die einzigen Häuser, die einen dauerhaften Eindruck machen, sind die Leihhäuser. Für sie benutzt man meistens Quadersteine, die in den Bergen gehauen und oft mit großen Kosten von einem Ort zum andern geschafft werden müssen.

Die Architektur der Chinesen deutet darauf hin, daß ihnen das Belt als Modell für ihre ersten Häuser gedient habe. Ein Beweis ist hierfür allerdings nicht beizubringen, aber die Annahme ist gleichwohl sehr verlockend. Denn vom Palast bis zur Hütte, bei Tempeln wie bei Privatwohnungen, überall findet man dasselbe, an das Belt erinnernde Motiv: das aufwärts geträumte, von ein paar Säulen getragene Dach.

(Köln. Ztg.)

### Litterarisches.

— **Knecht Ruprecht.** Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Krausewetter. Band II. Köln a. Rh. Verlag von Schaffstein u. Comp. — Von diesem Kinderbuche wurden im vorigen Jahre 40 000 Exemplare abgesetzt. Die diesjährige Ausgabe übertrifft ihre Vorgängerin bei weitem. Die litterarischen Beiträge sind zvedentsprechender geworden; vielleicht, daß der oder jener sich an einer allzu gottseligen Kleinigkeit stößt. Der Hauptfortschritt aber liegt in den Illustrationen und farbigen Bildern. Sie sind zahlreich und fast ohne Ausnahme gut. Besonders gut ist die Münchener „Jugend“-Gruppe vertreten: Münzer und Eichler, Janl und Panhol, Paul Nieth, Schmidhammer und Feldbauer. Von Berliner Künstlern haben Franz Staffen und Hans Loosgen beigetragen. Ein prächtiger Humor zeigt sich in Finkle's Enten- und Hundebildern. Umschlagzeichnung, Vorsatzpapier und Titelbild stammen von Fidus. — Ein schönes Buch, aber — es kostet 3 M. —

### Technisches.

— **Anwendung des Calciumcarbids im Metallhüttenwesen.** Das Calciumcarbid, das in erster Linie mit Rücksicht auf die Gewinnung von Acetylen hergestellt wird, kann auch im Hüttenwesen als Reduktionsmittel zur Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen sowie zur Herstellung von Metalllegierungen Anwendung finden, denn es ist das denkbar kräftigste Desoxidations-, Entphosphorungs- und Entschwefelungsmittel, das wir kennen. Man hat in der That auf diese Weise Aluminiumbronze hergestellt, indem man ein Gemenge von Aluminium und Kupferchlorid in Verbindung mit Calciumcarbid mäßig erhitzt. Nach Angaben, die Dr. Frank in Charlottenburg auf der diesjährigen Versammlung des Deutschen Acetylenvereins machte, dürfte, wie der „Prometheus“ mitteilt, Calciumcarbid auch in der Stahlfabrikation zur Herstellung von Cementstahl sowie zum Härten der Panzerplatten Anwendung finden können. —

### Humoristisches.

— **Nach der Hofjagd.** „So 'n Schandpreß! Zwei Hasen mehr geschossen wie Hohheit. Nun kann ich in Pension gehen.“ — („Simpl.“)

— **Schändlich.** „Warum so verbrießlich, Herr Huber?“ „Ja denken Sie sich, schenkt mir meine Alte zu meinem Geburtstag den Haus Schlüssel und wie ich ihn probier', paßt er nicht!“ —

### Notizen.

— Im Schiller-Theater ist die erste Aufführung von „Ephraims Breite“ für die ersten Tage der nächsten Woche in Aussicht genommen. —

— Giacosa's Schauspiel „Wie Blätter fallen“ wird die nächste Novität des Lessing-Theaters sein. —

— Die Posse „Man lebt ja nur einmal“ von Horst und Stein erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Rainund-Theater einen Heiterkeitserfolg. —

— Im heutigen Konzert des Opernchors sollte die Gralscene aus „Parsifal“ von Richard Wagner aufgeführt werden. Die Polizei hat die Aufführung verboten, da ein Akt aus dem „Parsifal“, als einem Opernwerk, zu einer öffentlichen Aufführung an einem Bußtage nicht geeignet sei. —

— „Das stille Dorf“, eine Oper von Fielitz, fand bei der Erstaufführung im Stadt-Theater in Bremen starken Beifall. —

— Die Erstaufführung von „Amor von heute“ im Thalia-Theater ist auf Montag verschoben worden. —

— Die Schaffung eines städtischen Orchesters von künstlerischer Bedeutung wird in Halle a. S. geplant. —

— Ein Gutenberg-Denkmal nach dem Bildhauer Hans Bitterlich wird anfangs Dezember in Wien enthüllt werden. —

c. Die beiden größten Schiffe der Welt werden gegenwärtig in Groton (Connecticut) gebaut; sie haben ein Displacement von 33 000 Tons, sind 630 Fuß lang und 75 Fuß breit und fahren 14 Knoten in der Stunde. —